



Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 47

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdend verboten.)

Auf dem Hof fand Martin einige Veränderungen. Der große Galgenbrunnen fehlte. Statt seiner hängt aus dem neuen mit rotem Backstein gemauerten Brunnenfranz ein langes Seil, an dem Schöpflübel befestigt. Rechts vor der Sägemühle, die mit der Mühle verbunden war, lag eine halbe starke Eichen- und Buchenstämme. — Auch mehrere Schichten länglicher Bretter waren hier aufgestapelt. Vor dem neuangelegten Wasserrad blieb er stehen und rüttelte es in der Achse, daß es laut knirschte. „Nur, alte Anarr!“ rief er. „Auch dich werden wieder in Schwung bringen!“

Er stieg er unter den mehreren Schritten und überhaute mit dem Blick das Gehöfte. Alles in der Nähe war es ein respektvolles Ansehen, das seinen Vorstellungen vorstellte. Umherlag die Lärche in lauschiger Ruhe! In dem lieblichen Plätzchen, geschaffen für ein solches, stilles Glück. Fühlte sich im Geiste Hause kommend aus der oder Feld und dort sah er seine Lisbeth als tapfere, sittliche Hausfrau. Eine kleine Kinder — alle blond — kamen ihm entgegen, jubelnd und freudig über Heimkehr. Herrgott, eigenen Grund und Haus! Eigene Küche! Ja, ja — Glück! Aber, es hat keine Schwierigkeit, der Schulz gesagt?!

Na, wenn auch! Er wollte schon auch anderswo Brot verdienen für sich, für sein Flachsköpfle und auch noch ein paar andere hungrige Mäuler.

Er ging und holte sein Bündel. Dabei fragte er die Magd aus und ließ sich erzählen von der Überschwemmung, von der neuen Eisenbahn und alle Einzelheiten vor des Brenners Tod.

„Und du, Urjel?“ fragte er weiter. „Hast lang ausgehalten beim Brenner?“

„An die fünfzehn Jahr.“

„Und jetzt? Willst wandern? Dir 'n anderen Dienst suchen?“

„Gott bewahre, soll nit!“ und etwas verschämt setzte das alte Mädchen hinzu: „I heirat' auf Martini.“

„Gut an, Urjel! — Wer ist's denn?“

„Mein Schwestermann, drüben überm Berg, in Zell. Die Schwester ist gestorben. Zum Dezember fährt sich's. Und jetzt hat er halt fünf Kinderla und keine Mutter, der Holzerfranz.“

„O, du lieb's Handwert! Und du willst'n jetzt d' Mutter sein, den Krampen?“

„Was soll i machen?“ lachte jetzt die Urjel aus vollem Halse. „Er hat auch z'ringen ums täglich Brot, der Schwoger. Und mein Gott, so lieb, wie die Kinder sind, so arg lieb, und so unverforgt. Und 's Kleinst, Marte, i sag dir's — nur so'n Sonnenscheinle, so'n herziges!“

Martin stand gerührt. „Ja, ja, 's ist'n Gottesg'schenk, so'n Kindel. — Und wann? Wann gehst?“

„Sobald 's Haus putzt und gut imstand ist. In drei Tag, dent' ich, pad i z'samm und bring dem Schulz 'n Schlüssel.“

Er gab ihr die Hand zum Abschied. „Ja, so wünsch i dir halt alles Glück, Urjel. Alles Glück! Dir und de'm Mann und den Krampen!“

„Vergl's Gott, Marte! Und dir auch so viel!“ rief sie ihm nach.



„O Heimat, teure Heimat! Originalzeichnung von Th. Volz. (Mit Text.)“

Wie der Martin durchs Dorf ging, bemerkte er, daß ihm einige Kinder scheu auswichen und miteinander tuschelten. Im Vorübergehen klopfte er an in dem Haus mit den grünen Läden und dem Bodshorn am Giebel. Die Kernchristel sah gerade über der Bibel und brach in lautes Weinen aus, als sie seiner ansichtig wurde.

„Ja, Martin, bist denn wieder da? Haben's dich müssen freigegeben in der Stadt? O, die Schand! Die Schand! Rimmer unter d'Veut' bin ich gangen und betet hab' ich täglich für dein Seelenheil. Denn in der Bibel steht: „Laß ihn nicht in seinen Sünden verderben und laß die Strafe nicht ewiglich auf ihm bleiben!“

Während solchem Gesammer und Geflenn ging die Vase durch Kammer und Küche, und besorgte für den Martin schnell ein Abendessen. Kartoffel in der Schale und saure gestandene Milch hatte sie im Haus. Der Martin löffelte und ließ sich's schmecken. Und sie betete und las aus der Bibel laut vor. Plötzlich hielt sie ein und fragte: „Sag, Martin, hast du dir net doch was vorzuwerfen? Sag's! Erleichter' dein Herz!“

Er schaute auf. „Wie meint Ihr das, Frau Bas?“

„I mein, ob du am End' doch net so ganz sauber bist, bei der unechten Sach'? Du weißt, Gott ist allwissend und auch allgütig. Und wer ihn bittet im rechten Glauben und in wahrer Reue, der wird seiner göttlichen Gnade theilhaftig werden, immerdar!“

Der Martin erwiderte kein Wort. Er stand auf und ging.

„Aber wo willst denn hin, du Hühner? So bleib doch. Ich mein's doch nur zum Besten! Martin, hörst net?“

Aber der war schon wieder auf der Straße.

„I glaub's. Vergelt's Gott! Ich muß zum Schulzenbauer!“

„So'n dickköpfiger Querulant!“ brüllte die Christine hinter ihm her und schloß gekränkt ihre Haustüre.

Die Stimmung im Dorfe war plötzlich zu Martins Gunsten umgeschlagen. Jetzt wollte keiner ihn für schuldig gehalten haben. Die früher am meisten gegen den „hergelaufenen Bagauden“ geschrien hatten, in den Wirtshäusern und in Spinnstuben, die sangen jetzt am lautesten sein Lob an allen Orten. Man hatte sich schnell daran gewöhnt, in Martin Ohwald wieder einen ehrbaren Mann zu sehen und nur die Schulkinder erzählten sich untereinander auf dem Nachhauseweg vom „Müllermarte, der schon im Gefängnis gefessen hätte“, und blidten ihn aus scheuen Augen an, wenn sie ihm einmal gerade in den Weg liefen. Die ganze öffentliche Entrüstung galt jetzt dem Tagedieb, dem Brennerpeter, der ja zu seinem Glück flüchtig und wohl über allen Bergen war.

Es waren nur wenige, denen die „Brenneregeschichte“ nicht völlig geklärt erschien. Aber unter diesen wenigen war der Hagmayer. Und als der Martin am dritten Tage seiner Heimkehr bei ihm mit allem schuldigen Respekt um die Lisbeth anhielt, da mußte er eine schroffe Abweisung erfahren. Der Hagmayer konnte einmal und für alle Zeiten dem keden Burschen nicht die Schmach vergessen, die dieser nach seiner Ansicht über sein Mädel und sein ganzes Haus gebracht hatte.

Es war an einem Sonntag. Der Hagmayer stand noch im Kirchenrod, mit gespreizten Beinen am Ofen gelehnt und hörte den Martin ruhig, aber finsternen Gesichtes zu Ende. Dann entgegnete er kurz und bündig, und seine buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen, daß zwei häßliche Falten um seine derbe Nasenwurzel sich gruben:

„Mein Spruch ist schon fertig, Herr von Ungefähr: Einem der schon dort war, wo für ehrliche Christenmenschen Quartier nicht frei ist — ob mit Recht oder Unrecht, sell kann und will ich nicht untersuchen, aber einem solchen geb' i mein Kind net zum Weib! So! — I bin der Hagmayerbauer und so lang' ich mich so schreib, so lang' seht' ich den Spruch hinter meinen ehrlichen Namen und dabei bleibt's!“

Da war aber die Lisbeth aufgestammt und hatte sich zwischen die beiden Männer gestellt: „Der Martin ist ein ehrbarer Bursch! Was er hat müssen durchmachen, das hat er für einen andern getan, unschuldigerweis. Das ist erwiesen und das weiß heut jeder Mensch. Und der Vater wird's auch wissen?! Und so viel ist sicher! Der Martin und kein anderer! Und wenn ihn mir der Vater net gibt, dann nehm' ich ihn ohne den Vater. Oder ich lauf' heut noch aus'm Haus und geh in den Redar. — So viel ist mein Spruch, und ich heiß' auch Hagmayer!“

Der Hagmayerbauer war bleich geworden bis in die Lippen. Mühsam kämpfte er seinen Zähorn hinter. Er stand jetzt aufrecht vor den beiden und hielt seine Hände hinter sich zusammengepreßt. Seine Augen wurden immer kleiner und frostiger und über seine Lippen brachte er erst nur halblaut und knurrend:

„Om! — So, so? — Ja, ja, ja!“

Dann sagte er, langsam betonend, mit eisiger Gelassenheit: „Wenn's so steht? — Dann ist die Sach' anders. — Dann in Gottes Namen! Dann werd' i meinen Weg wohl allein weitergehen. Dann muß es halt so sein. — Aber eines sag' ich euch,

bei der Hochzeit sieht mich keiner! Und von meinem Segen ihr net gar viel verspüren. Was dem Mädel zusteht, müß der licherseits, das soll es haben. Je eher, — desto lieber! Aber meinen Tod braucht ihr net zu warten. Lieber zünd' ich ganzen Blunder an, als daß ich auch nur einen Stein zurücklassen solch'n Händ'! So! Jetzt bin ich fertig mit euch!“

Und dabei war es geblieben. Der kräftige Bauer war her innerlich zusammengebrochen und hatte zusehends gealtert. Und die Lisbeth hatte in herzlichem Mitleid für den Vater ihm auf den Knien gelegen. Aber er blieb hart. Auch der Vater war da und redete ihm gut und christlich zu, — er war unerbitlich. Und als der Deder-Andresel einige Tage vor der Hochzeit einen letzten Versuch wagte, hatte ihn der Hagmayer einen „Kuppler“ geheißen und ihm das Haus verwiesen, so daß dieser gekränkt in sein Häuschen zurückzog.

An einem Samstag im November wurde das junge Paar getraut. Der Martin hatte einige Wochen vorher durch den Richter ein gerichtliches Schreiben erhalten, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß eine zweite Verhandlung, zu der er nicht geladen war, völlige Unschuld aufgestellt hätte und daß er von der gegen ihn erhobenen Anklage: den Forstwächter Schlumberger vor sich getödtet zu haben, freigesprochen ist. Gleichzeitig wurde das Brennermüller hinterlassene Testament amtlich anerkannt und das Eigentumsrecht auf den Brennermühlhof und das Brenner nachgelassene weitere Erbe bestätigt, vorbehaltlich schiedener besonders bezeichneter Grundstücke, die während Jahren dem fiedbrieslich verfolgten Peter Brenner zu bleiben und für die der Martin bis zu diesem Zeitpunkt angemessenen Zins an das Gericht zu zahlen habe.

Am Vorabend der Hochzeit kamen die Freundinnen der Brautjungfern zur Lisbeth und brachten ihr den Brautkranz als Geschenk in der Hand. Dabei sprachen sie den üblichen Segen:

Wir kommen hier	Zum Ehebund
Und bringen dir	In dieser Stund
Die Myrte und den Schleier;	Nimm freundlich jetzt entgegen
Drum Jungfrau hold,	Ein Freundschaftsband
Sei treu, wie Gold,	Aus unserer Hand.
Dem Martin, deinem Freier!	Wir wünschen Gottes Segen

Martins alte Freunde, die alle noch ledig waren, die aus dem Schulzenhof und allen voran der Deder-Andresel, die alte, weißhaarige Junggeselle, hatten die Brennermühlweg Blumen und Kränzen geschmückt. Über den Hof waren Tannenzweigen, hing eine große, schwarze Tafel. Darauf

„G'undes Blut, frohen Mut,
Dann und wann — was in d' Pfann,
Und uns Jahr was in d' Wiegen
Soll's Hochzippaar kriegen!“

Als der fröhliche Zug aus der Kirche kam und in den Hof einbog, schlug die Lisbeth die Augen nieder angesichts dieser nigen Widmung und wurde rot bis unter den Myrtenkranz. Der Martin sah es und zog sie lächelnd und glücklich fester an.

Aus dem Haus kam ihnen ein süßer Duft entgegen. Am stand die Urkel in der Küche und spidete den Hochzeitsbraten gegen war besonders von Zell herübergekommen und hatte für den Tag noch einmal die Wirtschaft übernommen. Die Obermagd vom Hagmayerhof, und die Kernchristel standen die

Die Kernchristel fühlte sich heute so richtig als Feste, Sch war sie doch als einzige mit dem schmutzen Bräutigam ver Wohl ein duzendmal hatte er ihr versprochen müssen, daß die kleine „wohlgemeinte Teilnahme“ von damals, wie nannte, nicht nachtragen werde.

Stube und Kammern waren ausgeräumt für Tisch und La Denn sie waren alle geladen, die Bekannten von Bräutigam, und alle waren sie erschienen. Auch der Schulpfarrer und der Schullehrer saßen an der langen, weißge Festsafel und ließen gar muntere Reden laut werden an die junge Paar und auf Urkels tüchtige Kochkunst. Nach dem u sorgte die Gret fleißig für Wein und Bier. Die Jungen zu singen an; und die Alten sangen mit.

Nur der Brautvater fehlte. Statt seiner aber saß der Andresel strahlend an der Seite der glücklichen Braut und sicherte immer wieder: dieses sei der schönste Tag seines und nun wolle er gerne sterben.

Vom Brennermühlhose, wo noch vor wenigen Monaten leises Todeswehen rauschte, stieg jetzt in froher Festesfre vielstimmiges Jauchzen hoch, hell und verheißend wie das Leben. Und die jungen Tannen nahmen es auf und tr weiter am Heimbodel hinauf, in die Lüfte, den Wolken zu

Am Abend ging es zum Tanz. Bei der Engelwirtin war bestellt. Und da ging es erst an ein Lustigsein.

„Hei, wie da die jungen Paare flogen! Und die Alten wurden müde der jung! Sie vergaßen auf einige Stunden ihre täglichen Sorgen und sprachen von ihrer Kindheit und ihrer eigenen Brautzeit. Der alte Andrejfel tanzte, daß es nur so eine hatte und als er fertig war, stellte er sich taktierend vor den und sang ein grausig schönes Solo:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr,
Dum sag ich's noch einmal,
Schön sind die Jugendjahre,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!“

Und die runde, resolute Schulzenbäuerin zupfte ihren „Alten“ voll an seinen zwei Wadenzoteln und gab ihm die schönsten Namen, zu denen sie nur fähig war.

Der Martin und die Lisbeth tanzten wenig. Meist saßen sie an ihrem Ehrenplatz und schmiegt sich eng aneinander und lachten leise. Aber in ihren Augen leuchtete hell und sonnig Glück. Und sie freuten sich mit den andern.

Am nächsten Morgen fiel ein leichter Schnee vom Himmel, legte sich als stiller Flor über Furtmühlbach. Und in der neuen Dorfkirche sprach der Pfarrer die erste Advents-Predigt.

Der Winter flog vorüber. Die Lisbeth hatte ihn kaum empfunden in diesem Jahr. Nun sah sie ihn entschwinden wie einen leichten Traum. Was waren das für süße Stunden des Glücks, wenn der Martin die Arbeit ausgab für den Tag, und sie saßen zusammen auf der Ofenbank und verplauderten die langen Abende mit vielen kleinen Erzählungen aus der Vergangenheit und mit Plänen für die Zukunft. Eine angenehme Wärme ging von dem breiten Kachelofen und fladerte in leichten, wohligen Wellen durch den Raum und über die traulich singende Petroleumlampe auf dem Tisch. Es war alles so blicksauber und behaglich im Stübchen, während draußen der Dezembersturm über Hof jagte und kleine eisige Körnchen an die Fenster schlug. Oftmals kam an solchen Abenden auch noch der Deder-Andel dahergetrottelt, und er war immer willkommen. Er trieb gern seine kleinen Scherze mit den jungen Leuten und Martin nannte ihn „seinen alten Stachelstreck“.

Aber auch traurige Stunden mischten sich der Lisbeth unter die jungen Chetwoden. Es waren solche, an denen sie zurückdenken mußte an den Vater, der ihr grobste und jetzt einen großen Weg um den Breimermühlhof ging, wenn ihn mal ein Gefallen auf den Heimbodel rief. Gleich nach der Hochzeit war sie einmal zu ihm gegangen und hatte ihn um Ausöhnung gebeten. Er hatte sie angesehen mit einem langen Blick, in dem Schmerz, Hohn, Stolz und tiefste Verachtung lag, und sie verwiesen das vierte Gebot. Dann hatte er noch hinzugesetzt:

Den Eintritt in dein Vaterhaus will ich dir net wehren. Aber ich wenigstens eine Stund aussuchen, die mich auf'm Feld hält!“ Die dies der Andrejfel erfahren hatte, war er ärgerlich und sagte: „Ist halt kein Auskommen mit dem Didschädel. An dem sein muß ein Stärkerer rütteln. Und so kommt's, sag' ich euch!“ Er deutete ging der erste Frühlingstag zur Meige. Die Lisbeth saß am Fenster und wartete. Der Martin war auf den Rüd-aten gegangen, um nach der Frühsaat zu sehen und wollte mit ihr selbster nach Hause kommen.

Auf dem Tisch stand dampfend ein großer Topf mit Kartoffeln. Die Magd trat aufgeregt in die Stube und meldete: „Mit dem Schedig' ist's net recht. Ich glaub' als, die will kalbern!“ Das war die Gret vom Hagmayerhof. Sie hatte einmal dem Hagmayerbauern Vorhaltung gemacht wegen seiner groben Art, die Kälbe zu behandeln, und da hatte er ihr kurzweg aufgefündigt. Lichtmeß war sie nun in Martins Dienst.

Und da kam auch schon der Martin zum Hof herein. Hinter ihm brachte ein kleines untersehtes Männchen unter der Last eines Schuchlades, den er auf dem Rücken trug.

„Lisbeth!“ rief der Martin noch vor dem Haus, „ich bring' dich ein Gast. Der Holzerfranz ist's von Zell. Er bringt Korn zum Malen und i mein, das könnt man noch schaffen vor Schlafenszeit.“ Mit einem freundlichen Klaps auf ihre frischen Wangen hatte er begrüßt. Der Holzerfranz setzte hinzu mit seinem dünnen, er bescheidenen Stimmchen:

„Weht halt's Wehl aus, Müllerin, und's Kleinvolk will Brot. Es Mäuler den ganzen Tag, die wollen gestoppt sein!“ Glaub's Euch, Holzerfranz. Wollt Ihr net mithalten? Nachtmahl steht fertig?“

Frei setzte sich mit an den Tisch und man begann, vorsichtig die Kartoffeln zu schälen. Aber die Gret stand immer noch trübselig an der Tür und schaute die Lisbeth an. Da ließ diese auch den Köffel fallen:

„Martin! Vergessen hab' ich's, vor lauter Größ Gott! — Mußt gleich in Stall, die Kuh will jungen!“

Der Martin sprang auf.

„Ich komm' gleich wieder, Holzerfranz! Derweil langt zu!“ Nach kurzer Zeit kam er wieder.

„Hat kein' Eil! Aber mit'm Schlafen ist's nix auf die Nacht! Uns Handumdrehen und sie verträgt, die Schedig.“

„Wann ich könnt' helfen?“ warf der Holzerfranz dazwischen.

„Hab so g'sagt: i komm net vor Hahnenschrei!“

„Erst essen, nachher wird sich's finden!“

(Fortsetzung folgt.)

Totenfest.

Erzählung von Elisabeth Maasle-Sandoz.

(Nachdruck verboten.)

Einem Reichtum gleich liegt die weiße Schneedecke ausgebreitet. Grau und schwer hängen die Wolken hernieder. Kein Sonnenstrahl versucht sie zu durchdringen. Alles Leben scheint erloschen. Nur hin und wieder streichen Krähen laut krächzend über das weiße Feld dem nahen Gehölz zu. Wie erwartet stehen an beiden Seiten des Weges, der von der kleinen Station ins nahe Dorf führt, die schneebedeckten Bäume.

Ein Wanderer schreitet auf dem einsamen Wege dahin. Hoch und kräftig ist seine Gestalt, sein Gesicht tief gebräunt, das dunkle Haar von vereinzelter Silberfäden durchzogen, die ernsten, danken Augen bliden sinnend umher. Verschneite Einsamkeit, tiefe Stille — Totenfest! — Läuten in der Ferne nicht die Gloden? Lauschend bleibt er stehen. Dünne Glodentöne durchzittern die stille, kalte Luft. Heimatgloden! Lang ist's her, seit Gerhard Kramer ihrem Klang gelauscht. Vor Jahren, wenn er als Schüler aus der nahen Stadt am Ende der Woche heimkam, um den Sonntag im Elternhause zu verleben, begrüßte ihn stets das trauliche Abendläuten, wie hell und feierlich riefen am Sonntagmorgen die Gloden zum Gottesdienst in das schlichte Kirchlein, und wie klagten sie gleichsam, wenn ein müder Erdenpilger zur letzten Ruhe geleitet wurde. Heute läuten die Totengloden zum Totenfest. Neben ihm am Wege steht eine Gruppe Tannen. Er bricht einige der grünen Zweigspitzen.

Das Geläut ist inzwischen verklungen. Mit schnellen Schritten eilt er vorwärts. Bald hat er das Dorf erreicht. Da sind schon die ersten Häuser. „Heimat!“ Wie ein Sehnachtsruf kommt es von seinen Lippen. „Hast du mir auch alles genommen, meine Lieben, mein Glück; wollte ich dich gleich fliehen, meine Sehnsucht galt immer dir!“

Wie ausgestorben erscheint ihm das kleine Dorf in seiner winterlichen Einsamkeit. Aus einigen Schornsteinen steigt Rauch in die nebelige Luft empor; ein Zeichen dafür, daß hinter den kleinen, niedrigen Fenstern noch Leben herrscht.

Langsam geht er auf der stillen Dorfstraße dahin. Jedes der verschiedenen Häuser betrachtet er aufmerksam. Alles wie einst, auch diese Sonntagmorgenstille, und doch —

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Bieder,
Und alles war ein andres doch.

Oft als Schulknabe hatte er dieses Lied angestimmt, und nun muß er selbst erfahren, was jener heimkehrende Wanderer sang.

Weiter lenkt er seine Schritte bis zu einem altertümlichen Hause, das durch zwei große neue Fenster ohne Vorhänge an der linken Seite der breiten, niedrigen Haustür sofort als Schulhaus zu erkennen ist. Sein Elternhaus! Wenig hat sich äußerlich daran verändert, nur die Schulstufenfenster sind im Laufe der Zeit durch neue ersetzt worden. Rechts von der Haustür noch die beiden Fenster mit den kleinen Scheiben, die im Sommer dichtes Weinlaub umrankte. Bis hinauf zu dem Fenster im Giebel kletterten die Ranken und hüllten sein einfaches Stübchen in trauliche, grüne Dämmerung. — Seines Vaters Stolz war der Wein gewesen, er hatte ihn selbst angepflanzt und prächtige Trauben künnten jedes Jahr seine Mühe.

Jetzt schellt die Haustürglocke schrill und laut und weckt den Wanderer gleichsam aus seinen Gedanken. Es ist noch die Glocke von früher. In die geöffnete Tür tritt der Lehrer des Dorfes, große Rauchwolken aus seiner Pfeife blasend, um, wie es scheint, nach dem Wetter zu sehen. Freudlich erwidert er den Gruß des Fremden und schaut diesem nach, bis er um die Ecke verschwindet.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd geboren,
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Nun ist der Friedhof das Ziel des heimatlosen Fremden. Die alte, halbverfallene Friedhofspforte dreht sich knarrend in ihren Angeln. Wie eine Störung in dieser Stille empfindet er es.

Schnee deckt alle Hügel. Fast jeden schmückt ein Kreuz oder ein Kranz aus Tannengrün gewunden. Hier und da ragten Eichenblätter aus dem Schnee hervor. Dort um das morsche Holzkreuz schlingt sich eine schmale Girlande.

Durch die Reihen der geschmückten Hügel geht er zu den Gräbern seiner Eltern. Ein schlichter Tannengrünkranz liegt auf jedem Hügel. Der Anblick stimmt ihn unendlich traurig. Fremde Menschen waren Spender dieser Liebesgabe. Er legt die unterwegs gebrochenen Tannenzweige in die Mitte jedes Kranzes. Heiße Tränen rollen über sein bleiches Antlitz. Tränen um die so früh verlorene Mutter, um den Vater, Tränen um sein verlorenes Glück. Vorbei, vorbei! —

Dann wendet er den von Tränen verdunkelten Blick der alten Traueresehe zu. Der Schnee lastet schwer auf ihrem herabhängenden Geäst. Wie im Traume nähert er sich der einfachen, schneebedeckten Bank unter den kahlen Zweigen. Ein Anflug von Müdigkeit überkommt ihn. Von einer Seite der Bank entfernt er den Schnee, um sich, fester in seinen Mantel hüllend, ein Weilschen niederzulassen und zu ruhen. Und da kam sie, auf leisen Sohlen, die Erinnerung, und er wehrte ihr heute nicht. — Frohe, sorglose Ferienzeit, daheim im Elternhause. Schwül und heiß waren die Julitage. Auf dem Felde reiste das Korn der Ernte entgegen. Die vollen Ähren neigten betrübt das Haupt unter der sengenden Glut. Doch jedem dieser Tage folgte ein Abend, so wunderschön, so mondhell. Friedliche Abendstille lag über dem Friedhofe, leise zirpten die Grillen, silbernes Mondlicht zitterte geisterhaft auf den Fenstern des Kirchleins, und tiefer sank der Abend herab. Jemand im Gebüsch schluchzte eine Nachtigall, und er saß träumend auf der Bank unter der alten Eiche und wartete. Und sie kam, in dem schmucklosen, weißen Kleid, mit ihrem goldschimmernden blonden Haare, gleich einer Erscheinung in diesem Mondeszauber.

Die Gespielinseiner Kindheit war Käthchen Helgendorff gewesen, eine innige Freundschaft blieb zwischen ihnen bestehen, als er auf das Gymnasium kam, teilten doch beide das gleiche

Schicksal: sie hatten keine Mutter mehr. Sie wußten längst, daß sie einander gut seien, und daß sie sich später angehören wollten. Da fiel der erste Schatten auf ihr heimliches Glück. Sein Vater starb, er hatte nun kein Zuhause mehr.

Mit ernstem Fleiß widmete er sich nun der Erfüllung seiner Pflichten als Assistenzarzt des Krankenhauses in W., um später in gesicherter Lebensstellung, bei dem vornehmen Gutsbesitzer Helgendorff um Käthchen anhebeln zu können. Da las er eines Tages in der Zeitung die Bekanntgabe der Verlobung Käthchens mit Herrn von Dehm, einem benachbarten Gutsbesitzer.

Bald darauf erhielt er einen Brief von Käthchen, in dem sie ihm mitteilte, ruhig zu sein, wie es ihre Art war, daß sie sich dem Willen ihres Vaters fügen würde. Herr von Dehm sei ihre einzige Rettung in der Welt, der im großen Verluste erlitten hätte. Aber sie würde den Jugendgeliebten niemals vergessen, möge ihr verzeihen, wenn er könne.

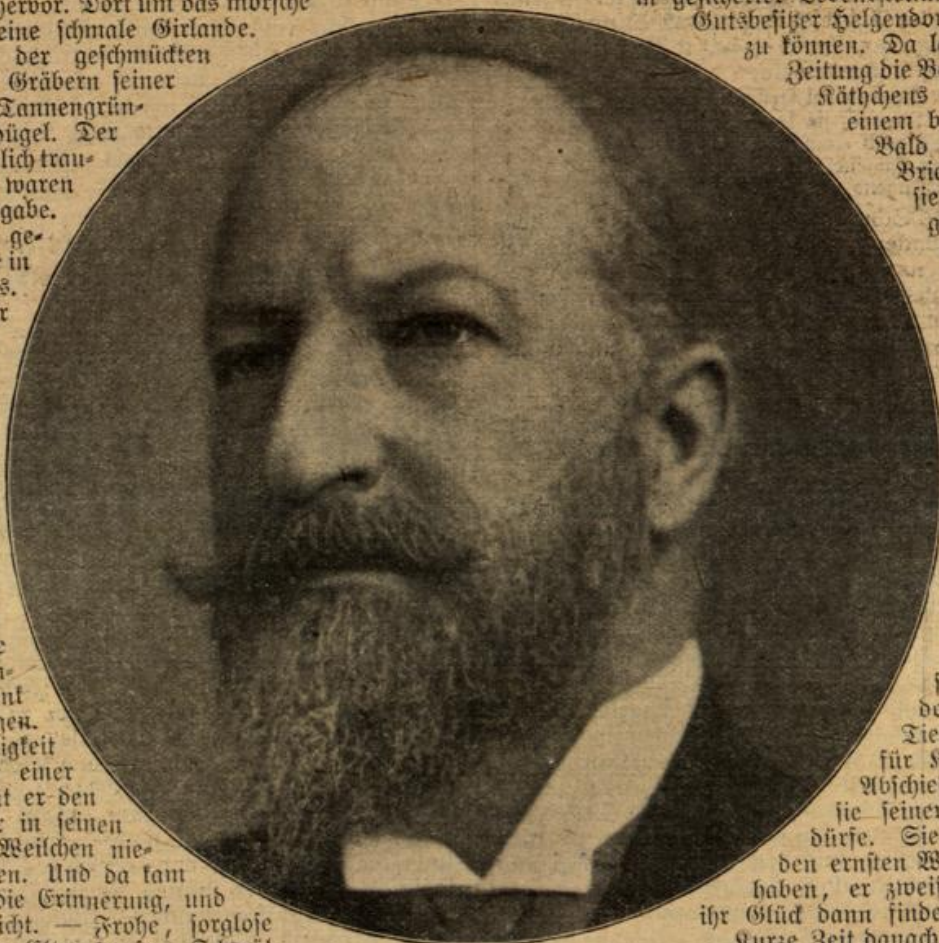
So mußte er sein Glück entgehen. — Der Sohn des einfachen Landlehrers, würde dem so anspruchsvollen Gutsbesitzer als Bräutigam seiner einzigen Tochter doch nicht genügt haben. Tiefes Mitleid empfand er für Käthchen, und in seinem Abschiedsbrief schrieb er ihr, sie seiner Verzeihung gewiß nicht bedürfe. Sie möge ihn vergessen, den ernststen Willen zum Glücklichen haben, er zweifle nicht daran, daß ihr Glück dann finden würde.

Kurze Zeit danach verließ er Deutschland, wurde Schiffsarzt. Seitdem hatte er nichts von Käthchen gehört. Die Jahre gingen in seinem Innern war es allmählich ruhig geworden.

Vor einigen Tagen hatte er sich in der Stadt, in der er studiert niedergelassen, und die ausgedehnte Praxis seines Vorgängers dem ein bedeutender Ruf als Arzt vorausging, übernommen. Heute, am Totenfest, nach langer Zeit, trieb es ihn, die Gräber seiner Eltern und die Heimat wiederzusehen.

Leise fuhr er auf, in großen, niedrigen, schiefen Häusern, die mit hohen, weißen, als wollene Erinnerung fortstehen. Ihn freute es, Er erhebt sich, streifen, blide über weißen, herreihen, her ihm, mand auf Friedhof. „Stich, Stich, ohne Stich, Die du nicht fortgesehst, und lehrst mich nicht mehr.“

murmeln, ne Lippen, dem er, dem An, zuwenden, Da man, in M, He, all d, man



König Ferdinand I. von Bulgarien.



Ein russisches Dorf im Kampfgelände der Kolutnosümpfe. Phot. H. Drude, Wien. (Mit Text.)

alte Pforte und ohne mit seinem Geschmack, doch einfach schick gekleidete Dame betritt den Friedhof. Sie erschrickt heftig, sie den Fremden erblickt, und ihr Fuß stockt einen Augenblick. Sein Herz schlägt langsam und schwer. Träumte er?



die Bevölkerung in den neu besetzten russischen Orten die Feldgrauen empfängt.

ja nicht sein, daß sie, mit der sich seine Gedanken soeben
sagt, es ist. Doch dieses blonde Haar, die feine, schlanke
die ihm nur größer erschien als einst — „Räthchen!“
hübsch hat er es gerufen.
glückliches Lächeln umspielt ihren Mund, während sie
näherkommt und ihm die schmale Hand zum Gruße reicht.
„Gerhard, ist's denn wahr, bist du es wirklich?“
war wieder ihre helle, liebe Stimme, in die sich nur ein
lang von Wehmut mischt.

Räthchen, ich kam, um die Gräber meiner Eltern zu be-
suchen und um
die Stätte
meines einsti-
gen Glückes
wiederzuseh-
en. Und nun
finde ich dich
hier?“

Sie neigt ein
wenig das
blonde Haupt
und entgegnet
dann leise:

„Ich wurde

sammen, wo
wir uns doch
bereits verlo-
ren zu haben
glaubten. Wir
beide litten,
aber wir wol-
ten noch glück-
lich werden,
nicht wahr?“

Sie schaut
zu ihm auf und
in ihren Augen
stehen Tränen.

„Werde ich dich noch glücklich machen können, Gerhard?“

Statt aller Antwort zieht er sie an sich und küßt sie auf die
Stirn. „Komm, ich begleite dich zu deiner Tante; ich wohne und
praktiziere ja seit einigen Tagen auch in R. Der nächste Zug
fährt in kurzer Zeit; wenn wir jetzt gehen, erreichen wir ihn noch.“

„Ja, wir wollen gehen, es ist so kalt und traurig hier.“

Und glücklich lächelnd hängt sie sich an seinen Arm, wie einst
in den lauen Sommerabenden auf dem kleinen Dorffriedhof.

Immer dichter fallen die Schneeflocken; aber zwei Glückliche
wandern fröhlich plaudernd durch das stille Dorf.



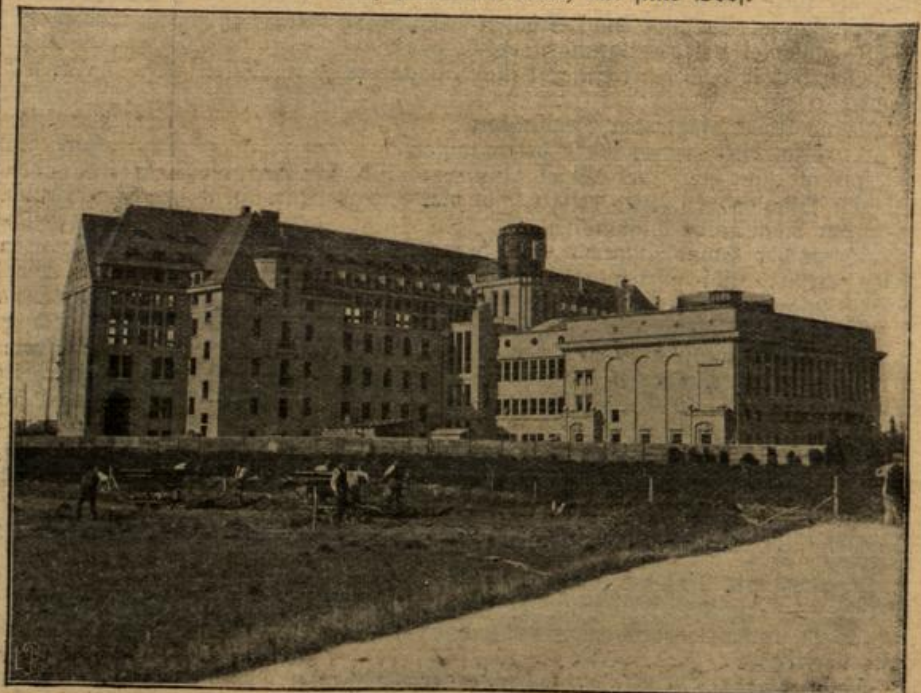
Wintersanfang in Rußland:

Schwere deutsche Artillerie auf dem Marsch bei Pinsk.



Johann Heinrich Graf v. Bernstorff,
bischer Vorkämpfer in Washington. (Mit Text.)

Gattin jenes ungeliebten reichen Man-
sieben Jahren verunglückte mein Vater
auf der Jagd. Ich gab Herrn von Dehm
kein Wort zurück. Seitdem wohne ich
der Tante, der einzigen Schwester meiner
in R. Unser Gut war total verschuldet
nach dem Tode meines Vaters in den
Herrn von Dehm über.
All diesen Jahren hörte ich nichts von
mand vermochte mir Auskunft über dei-



Das Gebäude der deutschen Bucherei in Leipzig. (Mit Text.)

Wenn sich fünf Staaten den Krieg erklären.

Von Fritz Müller. (Nachdruck verboten.)

Der Piffolo kam an den Stättisch gekürzt, bremste, nahm die Diplomatenmiene eines europäischen Geschäftsträgers an, spreizte seine kurzen Beine, wie damals Bismard in Versailles, und sagte: „Meine Herren, soeben kommt die Nachricht: Italien hat an die Türkei den Krieg erklärt.“

Der Immobilienhändler August Bramann, in Firma Gebrüder Bramann, benützte die Gelegenheit, um seine aussichtslosen Karten offen aufzuwerfen: „Nein, jetzt so was“, sagte er und versuchte mit mäßigem Erfolge erregt auszuschaun. Wohingegen der Registrator Lämmle ärgerlich den Piffolo ansuhr:

„Deszweg'n hätt'ich noch lang net mein wunderschönes Eichel-solo zu verpachen brauchen, Piffolo.“

Die gekrätzten Piffolobeine rutschten zusammen, ganz unbismardisch beleidigt sah er aus: „Aber ich habe mir doch denkt, Herr Registrator“, sagte er, „daß eine Kriegserklärung —“

„Ach was, mei Eichel-solo is wichtiger als wie a italienische Kriegserklärung, und überhaupts —“

„Die wievielte Kriegserklärung ist das eigentlich?“ vermittelte der Oberexpeditor Imhoff versöhnend.

„Das kann man sich nicht alles merken“, sagte Doktor Lehn-tering vom Realgymnasium schmunzelnd, „aber man könnte sich ja einmal beim Kaiserlich Statistischen Bureau für Kriegserklä-rungen erkundigen.“

„Soll ich telephonieren?“ sagte der versöhnte Piffolo dienst-bereit. Man wollte lachen, aber der Registrator mit dem unter-brochenen Eichel-solo winkte heimlich ab und sagte ernsthaft:

„Zarwohl, Piffolo, telephoniere nur, aber g'schwind, unter K —“

Der Piffolo war schon nach der Telephonzelle unterwegs.

„Aber wie kann man nur den armen Kerl so hereinlegen?“ sagte der Oberexpeditor Imhoff.

„G'schieht ihm grad recht, warum hat er mir vorhin mein Eichel-solo verpacht, weg'n d'Italiener“, erklärte der Registrator hartherzig.

„Ich bin begierig, was die Türken jetzt tun werden?“ sagte der Immobilienhändler, der inzwischen berechnet hatte, daß ihm die italienische Kriegserklärung mindestens fünfundvierzig Pfennig Verlustanteil ersparte.

„Das ist sehr einfach, was die tun werden“, holte der Regi-strator aus, „die werden zunächst —“

„Halt“, sagte der Oberexpeditor, „wir haben abgemacht, in dieser Woche keine politischen Fragen zu erörtern.“

„Das ist wahr“, sagte der noch immer schmunzelnde Doktor Lehn-tering vom Realgymnasium, der inzwischen den Marmor-tisch mit Zahlen vollgerechnet hatte, „aber wie wäre es zur Ab-wechslung mit einer kleinen Rechenaufgabe, mit dem Stat ist es ja doch nichts mehr.“

„Rechenaufgabe?“

„Ja, also passen Sie auf: Geseht den Fall, es erklären sich fünf Staaten den Krieg —“

„Aber das ist doch auch politisch.“

„Nein, nur rechnerisch, ich kann mir nämlich selbst darüber nicht ins Klare kommen.“

„Wie sagten Sie also: Fünf Staaten erklären sich den Krieg?“

„Ja, wieviel Kriegserklärungen ergibt das?“

„Aber das ist doch ganz einfach: fünf“, sagte der Immobilien-händler.

„Keine Idee“, sagte der Registrator.

„Nu also, bitte, wenn Sie's besser wissen?“

„Da ist also zuerst der Staat Nummer eins, der den vier anderen Staaten den Krieg erklärt, gibt vier Kriegserklärungen“, sagte der Registrator umständlich.

„Dann der Staat Nummer zwei, der auch den anderen den Krieg erklärt, gibt wieder vier“, ergänzte der Oberexpeditor, „macht zusammen schon acht, Herr Bramann.“

„Hm, freilich, wenn Sie's so rechnen —“

„Wie würden Sie's rechnen?“ sagte Doktor Lehn-tering.

„Halt, erst fertigmachen“, fiel der Oberexpeditor ein, „wir hatten also acht — kommt jetzt der Staat Nummer drei und —“

„Das ist viel zu umständlich“, sagte der Registrator.

„Jeder Staat gibt vier Kriegserklärungen“, sagte Doktor Lehn-tering bedächtig, „das habe ich auch zuerst gedacht, aber es ist falsch.“

„Falsch? Warum? Wieso?“

„Ich kann unter K nichts finden“, erklärte der zurückgekehrte Piffolo.

„Was K, wie K? Stören Sie uns jetzt die Berechnung nicht, Piffolo — warum sind zwanzig falsch, Herr Doktor?“

„Es ist zu viel, aber ich weiß nicht, wo der Fehler sitzt, es ist ganz vertrackt.“

„Nein, zwanzig ist richtig“, beharrte der Registrator.

„Unter K steht's nicht“, wiederholte der Piffolo.

„Lassen Sie uns mit Ihrem K in Ruhe“, wehrte der Immobilienhändler ab, „das ist doch zu dumm: fünf soll falsch zwanzig soll falsch sein, was ist dann richtig?“

„Wir könnten es ja praktisch ausprobieren“, sagte der expeditor mild.

„Wieso? Wir sind ja nur vier und —“

„Piffolo, komm mal aushilfsweise her, jetzt sind wir nicht wahr?“ sagte Doktor Lehn-tering.

„Ja, aber —“

„Piffolo, hol dir auf unsere Kosten ein Glas Bier.“

„Soll ich also nicht mehr unter K?“

„Ich sehe überhaupt nicht ein, was das alles mit den K-erklärungen zu tun hat“, sagte der Registrator.

„Werden's gleich sehen“, disponierte Doktor Lehn-tering, nehmen also an, wir lassen irgend etwas leben —“

„Also sagen wir den Piffolo“, lächelte der Oberexpeditor.

„Ich hab' nochmal nachgesehen“, sagte der Piffolo, „seinem Glas Bier ankam, aber unter K —“

„So, jetzt stoßen wir auf den Piffolo an —“

Der sah verdutzt drein, entschloß sich aber, für alle Fälle Bismardstellung einzunehmen, um der Lage gewachsen zu sein.

„Und so oft einer mit dem andern anstößt, so viel K-erklärungen gibt's.“

„Also, bitte.“ Es gab eine allgemeine Anstoßerei. Die Nebentischen starrte man herüber: „Die sind wohl vertrackt, was haben die nur mit dem Piffolo ...?“

„Halt, wir haben vergessen zu zählen.“

„Der Herr Doktor soll zählen — also jetzt noch einmal.“ ernst stieß man abermals zusammen.

An den Nebentischen regte man sich immer mehr auf, anwesender Lokalberichterstatter erkundigte sich nach den Begebenheiten.

„Was sind denn das für Leute, die da drüben mit dem Piffolo ...?“

„Halt, Herr Registrator, Sie haben mit Herrn Oberexpeditor zweimal angestoßen, Sie verderben uns ja die ganze Sache.“

„Also noch einmal — am besten ist es, jeder, der fertig ist, immer auf die Seite.“

Das Experiment wurde feierlich wieder aufgenommen, Gläser klangen. Der Doktor zählte laut: „Eins, zwei, drei, vier.“

An den anderen Tischen tuschelte es stärker: „Man soll's nicht verurteilen ... die Leute scheinen total verrückt zu sein, sie haben doch vorhin noch ganz vernünftig zusammengese- ja, aber dann kam der Piffolo mit der italienischen Kriegserklärung, und seitdem ... wahrhaftig, total verrückt ...“

„Sechs, sieben“, zählte der Doktor. Der Immobilienhändler und der Piffolo schieden als fertiggeprobt aus.

„Sehen Sie, es gibt viel weniger als zwanzig“, sagte der expeditor zum Registrator.

„Ach was, das ist mir überhaupt zu dumm.“

„Aber seien Sie doch vernünftig —“

„Halt, Herr Bramann, Sie dürfen nicht mehr mit dem K anstoßen, Sie sind ja ausgeschieden — wieviel Kriegserklärungen haben wir jetzt?“

„Dummes Zeug, ich tue nicht mehr mit — überhaupt, keine Rechner.“

„Aber ich bitte Sie, seien Sie nicht kindisch.“

„Kindisch? Erlauben Sie ...!“

In diesem Augenblick wurde der Berichterstatter zum dritten Tische rechts ans Telephon gerufen.

Die Redaktion der „Abendpost“.

Herr Schnuffelmann, wir kommen in einer Viertelstunde heraus, haben Sie vielleicht noch eine interessante Lokalneuigkeit?

„Natürlich, natürlich, also schreiben Sie ...“

Am gleichen Abend wurde es mit allgemeinem Kopfschütteln in der ganzen Stadt gelesen:

... so daß wir feststellen können, daß die neuerliche italienische Kriegserklärung an die Türkei von männiglich in der ganzen Stadt mit großem Gleichmut aufgenommen wurde.

Einem bekannten Gasthaus konnte man wahrnehmen, wie die sonst geachteten Bürger darüber derart aus dem Häuschen gerieten, daß sie sich erregt anschrien und dabei unter Einwirkung des Kellers die tollsten Fagen mit ihren Biergläsern zu handelte, die bekanntlich ...“

Stille Stunden.

Gedanken zum Tage der Toten. Von Lucia Ewald.

(Nachdruck verboten.)

Das Kirchenjahr geht zur Rüste. Die Natur bereitet den Winter-schlaf. Wir feiern das Fest der Toten.

Aber den Gräbern feierten die ersten Christen einst die schönste Stunden. Aber den Gräbern schwebte die

Lebens in seiner Allgegenwärtigkeit, der Gott der Liebe, Gnade kein Aufhören kennt. Wir ziehen an diesem Tage hinaus zu dem Gottesacker, Gräbern unsrer vorausgegangenen Lieben, schmücken die da deren Leiber gebettet wurden, halten im Geiste Zwiegespräche mit unsren Toten und denken zagend der Zeit, in der wir von Hinnen müssen.

Des Tages Bagen hat ja auch einst den Pharisäer Nikodemus nachts zu Jesu geführt, der ihm die zuerst so geheimnisvolle Antwort zu teil werden ließ: „Es sei denn, man wird von neuem geboren werden, kann er das Reich Gottes sehen.“ — und dann die weitere Erklärung hinzufügte: „Wer nicht weiß, von wann er kommt, und wohin er fährt, der ist nicht der aus dem Geiste geboren ist.“

Wiedergeburt im Geiste wird zu unsrer letzten Reise verlangt! — Wir legen wir uns in diesen stillen Stunden auf dem Friedhofe! — Die sich daran denken Auferstehungsgeboten und die des Pfingstgeistes, die zur Wiedergeburt sollen, erscheinen uns heute herber als in der Frühlingzeit, zur Zeit der dazu ansetzenden Feste. —

Wir müssen uns eingestehen, daß wir zu dieser Reise in unbekante Gefilde noch nicht ausgerüstet sind. Diese Ausrüstung, die sich nicht mit Geld und Gut beschaffen läßt und über deren Zweckmäßigkeit die Getriebenen der Welt nicht nachdenken, bedarf zuerst der Überlegung in solchen Stunden, die ganz dazu angetan sind, uns zu beleuchten.

Die stillen Stunden gleichen dem Wind! Der Sturmwind fauchend die Gewässer weht und die Meereseschätze nach oben klären sich unsre Gedanken, und Erkenntnisse, die wir selbst nicht kannten, geben uns unsrer Erkenntnis. Diese Erkenntnis zeigt uns das Rüstzeug zur Reise in das ewige Kanaan: Die Liebe zu unserm Nächsten, jene Liebe zur werktätigen Hilfe, jene verständende und verzeihende, liebevolle Liebe für die seelisch Bedrängten.

Diese Erkenntnis läßt uns weiter rüsten zum Mut zur Erfüllung der uns oft überfallenden täglichen Pflichten, zu jener Treue im Amt, die die Grenzen unsres Wissens und Könnens.

Diese Erkenntnis läßt uns uns rüsten mit der vertrauensvollen Liebe zu dem Allvater, die uns unverschuldeten Schicksals nicht nach dem „warum“ fragen läßt, sondern diese unbegreifliche Ergebung tragen lehrt, weil wir uns sagen müssen, die Wege des Ewigen unerforschlich sind!

In diesen stillen Stunden werden wir aber auch einsehen, daß wir ab und zu weitere stille Stunden in der Lebensarbeit haben, daß wir ab und zu der wohlthuenden Rast bedürfen, um die allmählich nur erstarkende Kraft zum richtigen und Vollbringen dieser seelischen Reifeigenschaften zu erhalten, da eine Wiedergeburt im Geiste nicht im Geschwindgeleiste werden kann.

In diesen Stunden dürfen wir wiederum nicht denken, daß ein Zubiel an diesen Stunden uns zur schnelleren Wiedergeburt im Geiste führt. Wang ist allemal vom Uebel! Lebensarbeit ohne stille Stunden aber macht hart, oft bitter — und grausam! In diesen Stunden ohne Lebensarbeit machen seelisch zu weich sentimental, lähmen die Willenskraft und verhindern die Erfüllung der Pflichten, die das Leben verlangen muß. Und feierlich hallen die Glocken am Tage der Toten. Wir denken aber nicht den Zurückgebliebenen: mortuos plango — wir mahnen: vivos voco! Sie sprechen gar ernst und eindringlich mit ihrer metallenen Zunge: lebet recht, auf daß ihr sterbet, „echt“ befunden werdet!

„Wer Lebensarbeit und die stillen Stunden Allhier, flug wägend, allzeit hat verbunden, Der wird geheilt von allen Lebenswunden, Im neuen Geist dort oben „echt“ befunden!“

Können fische hören?

Hörsähigkeit der Fische bildete früher einen lebhaften Streitpunkt unter den Naturforschern. Da das Ohr der Fische wohl einen Vorhof und Vorgehänge, aber keine Schnecke schien es ziemlich ausgeschlossen, daß dieses Organ wirk-

lich geeignet war, Geräusche dem Gehirn zu übermitteln. Man nahm vielmehr an, daß es, als für ein im Wasser lebendes Tier überflüssig, im Laufe der Jahrtausende verkümmert und gebrauchsunfähig geworden sei, gerade so wie bei einer bestimmten Art von in ewiger Dunkelheit vegetierenden Höhlenmolchen die Augen mit der Zeit vollständig in den Kopf eingewachsen und gleichfalls wertlos geworden sind.

Andere Gelehrte wieder schlossen aus folgenden Beobachtungen auf eine bei den Fischen trotzdem vorhandene Hörsähigkeit. In vielen Schloßteichen, in denen Fische gehalten wurden, hatten diese sich daran gewöhnt, auf den Ton einer am Ufer angebrachten Glocke an einer bestimmten Stelle zusammenzukommen, um ihr Futter in Empfang zu nehmen. Diese Tatsache schien einwandfrei zu beweisen, daß die Tiere den Klang der Glocke notwendig vernehmen mußten.

Über den geringen Wert dieser und ähnlicher Beobachtungen spricht sich Professor Mangold vom Physiologischen Institut der Universität Freiburg wie folgt aus:

„Die Hörsähigkeit der Fische schien von alters her aus der Gewohnheit mancher Fischzüchter hervorzugehen, die Tiere durch Läuten einer Glocke oder durch Zuruf zur Fütterung heranzuloden, wie es schon von dem Römer Crassus und seinen mit menschlichen Leichen gefütterten Muränen erzählt wird. Dieser Irrtum kann jetzt als überwunden gelten.“

Es hat sich herausgestellt, daß die Fische vielmehr herbeikommen, weil der Fütterer sich ihnen zeigt oder aber die Erschütterung seiner Schritte sich dem Wasser mitteilt, doch niemals auf das Läuten der Glocke allein. Für jene mechanischen Reize und Druckänderungen im Wasser sind die Fische so überaus empfindlich, daß man von einem besonderen, zum Tastsinn gehörigen, „Erschütterungssinn“ bei ihnen spricht.

Auch wenn einige Fische auf das Läuten einer unter Wasser verborgenen elektrischen Glocke, wie es bei zahlreichen Arten mit fast ausnahmslos negativem Erfolge ausprobiert wurde, auf sehr kurze Entfernung mit Fluchtbewegungen reagieren, so ist dieses auf die mechanische Wirkung der von der Glocke ausgehenden Wellen auf den Erschütterungssinn zurückzuführen.

Oft handelte es sich dabei um Schallreize, die für einen tauchenden Menschen noch in 50—80 Meter Entfernung zu hören waren. Die gleiche Erklärung gilt erst recht für die Reaktionsbewegungen der Fische bei Händeklatschen in nächster Nähe oder bei dem Knall von Feuerwaffen in etwas größerer Entfernung. Es ist also lediglich der „Erschütterungssinn“, der uns zu dem Glauben verleitet hat, die Fische könnten hören. In Wirklichkeit sind sie stotdaub.“

W. Kappel



Totenfest.

Braue Nebel über Wald und Flur,
Dieses Schweigen rings in der Natur.

„Es ist, als schritt“ der Schnitter Tod durchs Land
Alles Leben brach mit rauher Hand.

Von den Türmen hallet Glodenklang,
Mahnet ernst der eherne Gesang.

Totenfest verkündet das Geläut,
Läßt gedenken uns der Toten heut.

Trän' um Träne fällt auf manchen Hügel,
Ach, die Hoffnung senkte matt die Flügel.

Grau und trüb die Tage nun verrinnen,
Seit das Liebste nahm der Tod von Hinnen.

Galt es scheiden auch von unsern Lieben,
Sel'ger Trost ist dennoch uns geblieben.

Jenes Wort, das einst der Herr gesprochen:
„Sieh, ich hab' des Todes Macht gebrochen.“

Ich bin Auferstehung und das Leben,
Alles bange Bagen muß es heben,

Daß wir ohne Furcht und jedes Graun,
Frei dem Tod ins Antlitz mögen schau'n,

Denn der Weg durch Sterben und Vergehn
Führt zu Auferstehn und Wiedersehn.

Elisabeth Maasle-Sandem



Wo sind die beiden Töchter des Försters?

Unsere Bilder

O Heimat, teure Heimat! Seit sieben Monaten steht der Heinrich im Feld, treu seinem König, treu seinem Vaterland, für das er freudig sein Leben einzusetzen bereit ist. Nun hat er einen kurzen Urlaub erhalten, er darf heim zu Weib und Kind. Frohen Herzens hat seine junge Frau die Botschaft vernommen und vor Freude lachend und weinend zugleich ihr Büßchen hochgehoben. „Der Vater kommt!“ Und dann hat sie sich und das Kind schmunzelnd gemacht, hat einen blühenden Rosmarinzweig im Gärtchen gepflückt und ist zum Bahnhof geeilt, der eine Strecke vom Dorf entfernt liegt. Pünktlich trifft der Heinrich ein. So frisch und stattlich sieht er aus und bei Gott — ihn schmückt das Eisene Kreuz!

Dem Mariele klopft das Herz vor freudigem Stolz über ihren tapferen Mann, der jetzt herzuspringt und sie und den Kleinen in seine Arme schließt. Und wie der Heinrich nun dem heimatischen Dorfe zuschreitet, auf dem einen Arm sein Kind, das so fröhlich zum Vater aufschaut, den anderen Arm um sein Weib gelegt, aus dessen treuen Augen ihm so viel Liebe entgegenstrahlt, da überkommt ihn ein unsagbares Glücksgefühl. O Heimat, teure Heimat! Nie zuvor hat er es so tief empfunden, wie schön sich's in der Heimat lebt. Die Scholle, auf der er geboren, die Heimat, die sein Liebstes birgt, o, sie ist's wert, daß er mutig das Schwert erhebt, um sie gegen den dräuenden Gegner zu verteidigen. Und im stillen gelobt er sich, nicht zu wanken noch zu weichen, ja bis zum letzten Atemzug sein höchstes Gut zu schützen: Weib und Kind und die Heimat, die teure Heimat! M. W.

Ein russisches Dorf in den Notinosümpfen. In dem 82000 Quadratkilometer umfassenden Sumpfgebiet des Pripietflusystems kämpfen die Heeresgruppen des Prinzen Leopold von Bayern und des Generals v. Linzinger. Die von Wald durchsetzten Sümpfe, die das Vordringen außerordentlich erschweren, umfassen ein Gebiet in der Größe von Bayern und Hessen. Die besonders niederschlagreiche Poljesie ist von mehreren schiffbaren Flüssen und Kanälen und von strategischen Bahnen durchzogen, während sich die wenigen Landstraßen in einem sehr schlechten Zustand befinden. Die Besiedelung ist infolge des ungesunden Klimas äußerst spärlich.

Johann Heinrich Graf von Bernstorff, deutscher Botschafter in Washington. Er bekleidet sein infolge des Weltkrieges außerordentlich erschwertes Amt bereits seit sieben Jahren. Die Columbia-Universität sowie die Universitäten Chicago und Princeton haben ihn zum Ehren doktor ernannt, und man darf zu seiner bewährten diplomatischen Geschicklichkeit das volle Vertrauen haben, daß er die deutschen Interessen mit Entschiedenheit und Tatkraft vertritt.

Das Gebäude der deutschen Bücherei in Leipzig, welches seiner Vollendung entgegengeht. Die gesamte bebaut Fläche umfaßt 3350 Quadratkilometer und die Baukosten einschließlich Nebenanlagen und Einrichtung betragen zwei Millionen und zweihunderttausend Mark. Die deutsche Bücherei in Leipzig sammelt im Gegensatz zu den Bibliotheken anderer Städte ausnahmslos alles, was überhaupt in deutscher Sprache gedruckt wird.

Ein deutscher Fliegerheld. Fliegerleutnant Böde wurde für sein heldenmütiges Verhalten gelegentlich des letzten Freiburger Fliegerangriffs von der Obersten Heeresleitung mit Auszeichnung erwähnt. Leutnant Böde, der Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse ist, hat im Laufe des Sommers drei gegnerische Flugzeuge zum Abschuss gebracht.

Allerlei

Stimmt. Er, am Landungssteig, ärgerlich: „Wenn du nicht so lange zum Anziehen gebraucht hättest, hätten wir das Schiff nicht veräumt.“ — „Und wenn du mich nicht so gedrängt hättest, bräuchten wir nicht so lange auf das folgende zu warten.“

Kaiser Karl VI. besaß viel Fertigkeit in der Musik, besonders im Klavierpiel. — „Ewig schade!“ rief einmal ein Tonkünstler, der ihm mit Verwunderung zugehört hatte, voll Entzücken aus, „daß Ein. Majestät kein Virtuoso geworden sind, Sie würden gewiß Ihr Glück gemacht haben.“ — „Nu, nu,“ antwortete der Kaiser, „laß Er's nur gut sein, wir stehen uns so besser.“

Ein salomonisches Urteil. Als Kaiser Karl V. einst zu Brüssel Hof hielt, fiel daselbst zwischen zwei vornehmen und hochgestellten Damen ein so heftiger Rangstreit vor, daß man schon besürchtete, diese Zwißigkeit könne die schlimmsten Folgen haben und die vornehmsten Familien des ganzen Landes entzweien. Man gab sich alle Mühe, den Streit beizulegen, aber vergeblich, die eine wollte immer vor der andern den Vortritt bei Hofe haben. Endlich brachte man die beiden ergrimmteten Schönen so weit, daß sie sich einem schiedsrichterlichen Ausspruch des Kaisers unterwerfen wollten. Kaiser Karl bewilligte die beschalligte Bitte der beiderseitigen Verwandten und bestimmte einen Tag, an welchem er öffentlich durch seinen Ausspruch den Streit zu entscheiden willens sei. Dieser Tag erschien — noch nie war der Audienzsaal so voll gewesen, keine politische Angelegenheit hatte jemals die Gemüter so sehr beschäftigt, wie diese Damentwistigkeit. Endlich tritt der Kaiser in den Saal. Atemlos lauschten die Anwesenden seinem Ausspruch. „Wir haben“, sagte er mit würdevollem Ernst, „die Streitigkeiten dieser beiden Damen wohl erwidert und unser kaiserlicher Wille geht dahin, daß die Häßliche vorangehen, die Schöne

aber ihr folgen soll.“ — Dieser weise Urteilspruch machte einen lebhaften Eindruck. Keine der beiden Damen wollte nunmehr vorangehen, man hatte die größte Mühe, sie aus dem Saale zu bringen. Dies nicht eher möglich zu machen, als bis ein Schläupf das richtige dazu ausfind. Auf seinen Rat verließ die eine Dame durch die Hintertür, die andere aber durch die Hintertür den Saal.

Gemeinnütziges

Einige erprobte Kniffe für die Kriegsküche. Sparen auch im Krieg und kleinsten, lautet zur jetzigen harten Kriegszeit die Forderung für die Frau. Da muß manches verwendet werden, was man früher achtlos Schalleneimer warf, und es müssen alle die Hilfsmittel angewendet werden, die man unter Namen „Küchen-Hokusfokus“ früher belächelt hat. Sie unter harmlosen Kniffen den Gerichten Geschmack und Wohlgeschmack kostspieliger Gerichte geben und Zutaten durch billige Streckungsmittel auszugestalten. Da ist zum Beispiel die heute recht beliebte Fleischbrühe, welche die Herren so zu entbehren, ohne das dazu gebrauchte Kochfleisch. Hierfür allein gibt es eine große Anzahl kleiner Hilfsmittel, um aus dünner Fleischbrühe aus Knochenbrühe eine kräftig schmeckende und scheinliche Brühe zu gestalten. Jede Hausfrau für ihren besonderen Kniff. Die eine zerhackt Brühknochen in ganz kleine Stücke und röstet sie den Suppenwurzeln braun an, ehe sie dieselben in kaltem Wasser ansetzt. Andere rösten wieder die Wurzelzeug und ein winziges Stückchen Rindfleisch braun und geben es in die Brühe. Oder man nimmt eine mittelgroße, ungeschälte ganze Zwiebel auf eine Herdplatte braun und wirft sie in die Brühe; sie verleiht kräftigen Geschmack und schöne goldgelbe Farbe. Ein nußgroßes Stück Parmesanfäse in kaltes Wasser gegeben und mitgekocht, nimmt dieser den weichen Geschmack und läßt sie kräftiger, voller erscheinen. Auch eine Muskatblüte verbessert Geschmack und Farbe der Fleischbrühe. Verwendet man die künftigen Suppenwürfel von Anorr, Maggi, Knorr, kann man gut aus einem Würfel anstatt drei Suppen bereiten, wenn man den zerbröckelten und mit kaltem Wasser angerührten Würfel mit einer Mehlschuppe verrührt und entsprechend mehr Wasser kocht, oder die sonst wie üblich bereitete Suppe nur mit mehr Wasser und kurz vor dem Anrichten mit etwas in kaltem Wasser klargequirltem oder Kartoffelmehl sämiger gestaltet. Kurz vor dem Auftragen gibt man ein kleines Stückchen frische Butter oder ein wenig Bratentunke dazu, den Geschmack sehr verfeinert. Bei biden Suppen dieser Art ist der von einigen Köchen Magermilch sehr zu empfehlen. Das Kochwasser für Fischen sollte man nie weggießen, sondern es mit einer lichten oder weichen Mehlschuppe und reichlich Suppenwurzeln zu einer schmackhaften Sauce verkochen. Die weichgekochten Suppenwurzeln, ebenso Strünke von Kohl und Krautköpfe, werfe man nie weg, sondern gebe sie, durch ein Sieb gestrichen, in die Suppe, denn sie enthalten noch wertvolle Nährstoffe.

Zum Löten von Kupfer und Bronze lassen sich Mischungen von Kupfer und Blei mit Vorteil verwenden. Je mehr Blei man zusetzt, um so leichter schmelzbar wird die Legierung, aber desto mehr weicht sie auch in Farbe und Zähigkeit vom Kupfer ab. Man pflegt 85 Teile Kupfer und 15 Teile Blei in Anwendung zu bringen.

Alteingehadte Zichtenstren oder Zichtenstren sind eine ausgezeichnete Einstreu für den Nachraum im Hühnerstall, da sich kein Ungeziefer darin

Nätsel.

Es steht oft die Wand, Auch macht es Frauenhand.

Reim-Nätsel.

Sommer und —
Winter —
Sänger —
Denne —
Kegeln —
Fadett —

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der zu suchenden Reime, von oben nach unten gelesen, einen Mädchennamen.

H. Guggenberger.

Homonym.

Mein Wort bezaht man oft mit laurer Mene; Dem Schiff ich auch zum Lenken diene.
H. Guggenberger.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Nässels in voriger Nummer: Irene, Reue.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Bilderrätsel.



Auflösung des Nässels.

Das Bild verleiht des Menschen, führt aus seinen Schreien, Das ihm nicht wert sei, zu sein, ihn ins eigne Selbst zurück.